

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Burk, Walther: Nummer dreizehn. Eine heitere Postkutschengeschichte

urn:nbn:de:bsz:31-62031

sehr gut an den großen, gemauerten Herd, in dessen Feuerloch man halbe Baumstämme einschieben konnte. Und darüber der große Rauchfang, der war mir immer ein wenig unheimlich, weil ich einmal irgendwo gelesen hatte, die Hexen kommen durch den Rauchfang in die Häuser und dazu noch auf einem Besenstiel! Na, die Russen ließen es sich schmecken. Da kamen plötzlich noch sechs Offiziere, die wollten auch von der schönen Erbsensuppe haben. Das Großele deckte schnell den Tisch in der Staatsstube, und kaum war es fertig damit, da erschien auch schon ein russischer Soldat, den Erbsentopf vom Feuer wegzuholen. In dem Augenblick aber, als er danach griff, fielen aus dem Rauchfang, wohl infolge der ungewöhnlichen Hitze, etwa zehn bis zwölf große, schwarze Schwabentäfer in den Suppentopf hinein. Das Großele schrie auf und wollte die Tiere herausfischen, aber der Russe riß ihr den Topf weg und trug ihn in die Staatsstube.

Was jetzt machen? Alles zitterte und bebte. Was werden die Russen uns antun? Die stecken uns das Haus überm Kopf an! Die Mei lief schon heulend auf ihre Kammer, um ihr Getüch zu retten und die sechs Zinnlöffel, die sie sich auf dem Jahrmarkt gekauft hatte für den Fall, daß der Hansfrieder auf dem Tanzboden etwas sagen würde.

Aber nichts rührte sich in der Staatsstube, alles schien in Ordnung zu sein.

Nach einer halben Stunde kommt, freundlich lächelnd, einer der Herren Offiziere in die Küche und sagt sehr höflich: „Bitte noch mehr Supp' mit noch mehr Knack-knack!“

Allen Deutschen, die sich in der Küche aufhielten, verging der Atem. Es war ein Trost in den Worten des Offiziers, ganz gewiß, zugleich aber auch ein Schrecken! Wo sollte man nun so schnell Schwabentäfer herholen für die Herren Russen? Der Großvater stocherte im Rauchfang herum mit einem Besenstiel, aber die Tiere taten ihm den Gefallen nicht, es kamen keine mehr herunter. Als die neue Suppe aufgetragen wurde, ging er hinein zu den Offizieren und entschuldigte sich: „Suppe ist noch da“, und fügte mit herzlichem Bedauern hinzu: „Aber leider keine Knack-knack mehr.“

Die Herren Russen ergaben sich in ihr Schicksal. Soweit das Großele.

Mein kleiner Bruder riß die Augen weit auf und rief: „Habe die wirklich Schwobekäfer gefressen?“

„Jo“, gab das Großele zurück.

Mein kleiner Bruder rief wieder laut: „Pfiu Teufel!“ und lief zur Stube hinaus, um auf der Straße das Gehörte weiter zu geben.

Unsern Appetit hat die Geschichte aber in keiner Weise beeinflusst.

Nummer dreizehn.

Eine heitere Postkutschengeschichte von Walther Durt.

Hoch droben in einem Nest des winterlichen Schwarzwalds. Am Stammtisch im Adler. Im Rücken den warmen grünen Kachelofen, vor uns das so- undsovielte Biertele. So saßen wir und sprachen von der Unglückszahl dreizehn. Da meinte der Postmeister: „Sie können sagen was sie wollen, meine Herren, es ist was dran an der Dreizehn! Das hab' ich selbst einmal erlebt, als ich noch jung und in B. angestellt war. . .“

„Erzählen!“ rief man.

„Gerne“, gab er zur Antwort, „umsomehr als es wirklich wert ist, erzählt zu werden.“

„Also los!“

„Es ist nun schon lange her, und man wußte noch nichts von Kraftwagen oder gar Flugpost. Die schweren alten Postkutschen mit blasendem Postillon, Schaffner und dreizehn Plätzen fuhren damals noch mit drei Pferden über den Schwarzwald, und wenn es auch ungleich langsamer ging als heutzutage, so war es doch ein unterhaltliches, wenn auch nicht immer vergnügliches Reisen. Zumal im Sommer.“

Ich hatte mir zwei Tage Urlaub geben lassen und eine Wanderung über den Feldberg gemacht.

Todmüde traf ich am Abend in Titisee ein, gerade noch rechtzeitig um mit dem Postwagen nach St. Blasien zu fahren. Ich nahm mir meinen Fahrchein. Es war der letzte: Nummer dreizehn!

Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß mir die Aussicht, stundenlang in dem überfüllten Kasten sitzen zu müssen, Freude gemacht hätte. Noch verstimmt wurde ich, als unmittelbar nach mir zwei bildhübsche Französinen an den Schalter traten, gleichfalls Fahrcheine nach St. Blasien forderten und den sogenannten Beiwagen zugesichert bekamen.

„Rech!“ dachte ich und verwünschte meine Unglücksnummer, aber zugleich mit dem Gedanken war auch der feste Entschluß da, der Schicksalstücke zu trozen und mit dem Beiwagen zu fahren, koste es, was es wolle.

Der Postschaffner war der alte Schondelmeier, mir dienstlich wohlbekannt, nicht gerade als große geistige Leuchte, immerhin aber als ein Mann, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden ließ. Besonders wenn man mit etlichen Zigarren nachhalf. Dem also klagte ich, daß ich die schlechte Luft im Hauptwagen nicht vertragen könne.

Der Alte strich bedächtigt seinen Seehundschurrbart und blinzelte mich unter den buschigen Brauen an, als wollte er sagen: »Das mit der Luft im Hauptwagen ist ja Schwindel, alter Freund, aber ich bin auch mal jung gewesen und gerne mit hübschen Mädchen Kutsche gefahren, aber halte du mich nur für ein bißl' dumm.« In Wirklichkeit aber sagte Schondelmaier: »Aber natürlich läßt es sich machen, daß Sie im Beiwagen fahren. Gehen Sie nur gleich voraus in der Richtung Schluchsee, und wenn nachher der Beiwagen kommt — er fährt nämlich vor uns her — rufen Sie ihn an, zeigen Ihren Fahrchein und lassen sich mitnehmen!«

Meines Erfolges sicher, eilte ich davon, stellte mich am Ende des Dorfes auf und freute mich auf das bevorstehende kleine Abenteuer. Dies umso mehr, als ich vorhin von einer der beiden Schönen einen Blick aufgefangen hatte, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Aber schon wieder wirkte sich die Nummer dreizehn aus: »Heda!« rief es hinter mir her, »was treiben denn Sie hier in der Gegend?« Ich tat, als hörte ich nicht. »Heda!« rief es wieder und nannte mich beim Namen, »geht man so mit seinen alten Freunden um?«

Da half nun alles nichts mehr. Der gute Bekannte, der in solchen Augenblicken immer gerne sich einstellt, kam heran, frug nach Woher und Wohin und eröffnete mir freudestrahlend, daß er auch mit der Post nach St. Blasien fahre. . .

Der Mann mußte abgewimmelt werden! Schreckhaft deutlich stieg vor meinem ahnenden Geiste die Gefahr auf, daß er im Beiwagen mitfahren könnte. Was tun?

Ich beschloß möglichst unliebenswürdig zu sein, zog die Uhr und machte mein bedenklichstes Gesicht. »Da haben Sie aber jetzt allerhöchste Zeit, wenn Sie die Post noch erreichen wollen.« mahnte ich.

»Und Sie?«

»Ich fahre mit dem Beiwagen«, erwiderte ich frostig.

»Aber da fahre ich doch selbstverständlich mit Ihnen«, jubelte er und schwenkte vergnügt seinen Fahrchein. Aber noch gab ich mich nicht verloren: »Der Hauptwagen ist überfüllt, an Ihrer Stelle würde ich nicht riskieren meinen Platz besetzt zu finden. . .«

»Papperlapapp!« machte der gute Freund, »das wäre! Passen Sie mal auf, wie ich mit Ihnen Beiwagen fahre!«

Ich hätte den Kerl kalten Blutes umbringen können. —

In diesem Augenblick klang vom Dorf herüber das Abfahrtsignal der Post, und schon kam auch der vorausfahrende Beiwagen herangerasselt. Der Kutscher war ein unfreundlicher Kerl und

hielt auf unsern Anruf nur ungern sein Fahrzeug an.

»Mitfahren? . . .

Das gibt's nicht! . . .

Ich werde nur für

zwei Fahrgäste be-

zahlt . . . Alles

andere geht mich

nichts an. . .«

Wir zeigten un-

sere Fahrcheine

und rebeten ihm

gut zu.

»Es geht nach-

her steil bergan und

meine Pferde. . .«

»Wir steigen ja

gerne aus,«

versprach ich, »nur

nehmen Sie uns

jetzt mit! . . .«

Da brummte er

etwas Unverständ-

liches, das sicher

keine Schmeichelei

war, fügte aber hin-

zu, wir sollten eben

in Gottes Namen aufsitzen.

Schon waren wir

oben, und ich war gerade im Begriff, mein

schönstes Schulfranzösisch auszupacken, als die

Pferde aus ihrem gemütlichen Trab plötzlich

in Schritt fielen und der Wagen schon wieder

anhielt. Es war mir im Eifer der Unterhaltung

ganz entgangen, daß uns der Hauptwagen ein-

geholt hatte. Ein kurzes, raues Wortgefecht

unseres unfreundlichen Kosselenkers mit dem

alten Schondelmaier, und dann wurde uns von

diesem, der unter sothanen Umständen streng

nach Vorschrift handeln mußte, ebenso kurz als

kategorisch bedeutet, daß wir sofort unsere ord-

nungsmäßigen Plätze im Hauptwagen einzu-

nehmen hätten. Fluchend stiegen wir hinüber in

den alten Kasten voll Tabaksqualm und Kinder-

geschrei. Die bedauernden Blicke der beiden der an-



.. und wollte gerade einsteigen, als mich der alte Schondelmaier am Vermel zurückhielt.

genehmen Reifegenossen beraubten Schönen ändern auch nichts an der Unergerlichkeit der Tatsache.

So kam man endlich nach Schluchsee, wo die Pferde gewechselt wurden und man, altem Brauche gemäß, inzwischen in dem benachbarten Wirtshaus einen Schoppen zu trinken pflegte. Ich war noch ärgerlicher geworden, zumal mich mein Begleiter, der den Dingen inzwischen auf den Grund gekommen war, unaufhörlich wegen der mißglückten Unternehmung hänselte, und suchte, ohne mich weiter um die schönen Französinen zu kümmern, meinen Zorn und Schmerz zu vertrinken.

Das Hornsignal des Schwagers riß mich plötzlich aus meinen hadernden Gedanken. Ergeben in mein finsternes Los schlich ich hinüber zu den

gelben Kästen und wollte gerade einsteigen, als mich der alte Schöndelmaier am Armel zurückhielt.

»Sie können jetzt im Beiwagen fahren. . .« flüsterte er augenzwinkernd.

Ich strahlte und schenkte ihm meine letzte Mark. »Sie sind ein Teufelskerl, Schöndelmaier! . . . Wie haben Sie denn das gemacht? . . .«

»Ganz einfach, meldete er stolz, »ich hab' die beiden Weibsbilder in den Hauptwagen geschafft. . . Sie hocken schon drinnen. . .«

Da hab' ich es aufgegeben, das Schicksal und die Nummer dreizehn meistern zu wollen und bin mit dem guten Freund etwas einsilbig vollends nach St. Blasien gefahren.“

Der Flintenjörg.

Von M. Kirchsels.

Das Gehöft des Flintenjörgs war eins der schönsten im Hüttenberg. Das schmucke zweistöckige Wohnhaus mit braunem Gebälk stand inmitten von Scheunen und Stalungen. In dem großen Wohnzimmer nahmen die Jagdtrophäen von drei Generationen eine ganze Wand ein. In der Mitte zwischen den Rehgeweihen der präparierte Kopf eines prächtigen Keilers, den der Großvater Jörgs erlegt hatte.

Glück und Wohlstand war überall auf dem Flintenhof. Das Vieh und besonders die Ferkelcher gediehen unter der Pflege der Bäuerin Liffegritt gut, und wo die Söhne auf die „Frei“ gingen, waren sie willkommen, denn die Alten wußten — da ist Sach' —. Der Familienname lautete anders, da aber drei Generationen ununterbrochen die Pächter der Gemeindefagd waren und mit der Flinte in den Wald gingen, nannte man sie im Dorf Flintenjörgs, da der Großvater auch Jörg geheißen hatte.

Der jetzige Besitzer Jörg war der echte Typus von Jäger und Bauer. Unter dichtem weißen Haarschopf eine knochige Stirn, Falkenblick im Auge und Aldernase. — Echter Volksschlag. — Er stand zum Ausgehen bereit, hatte aber eine Differenz mit seiner Ehehälfte. Er wollte zur nahen Kreisstadt, und da er die neue Montur an hatte, verlangte die Liffegritt, daß zu deren Schutz der Regenschirm mitgenommen werde. Jörg war das Tragen eines Regenschirmes ein Greuel. Die Bäuerin gab aber nicht auf und erklärte: »Wenn dau die geklitt Fopp anhättst, tät mer gar niz dro leihe, wenn dau pudelnaf wärscht, ober de Kosbern (kostbaren) Kof verdirbst de mer nett.“ Der Jörg gab nach und zog mit dem Regenschirm von dannen.

In der Alten Post fand er, nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, einige alte Jagdfreunde, und nun wurden bei den Schoppen Jagdgeschichten aufgetischt. Der Alkohol wirkte be-

fruchtend auf die Phantasie, daß sich die Deckenbalken bogen bei dem Jägerlatein. Der dicke Christian aus Trhausen berichtete: »Eine wahre Geschichte. Ich habe einmal einen Frischling mit den Händen gefangen und ihn an einer Ackerleine zum Gaudium des ganzen Dorfes nach Haus geführt. Eine Bache war auf der Flucht bei einer Treibjagd mit ihren Frischlingen bis an die ersten Gärten eines Dorfes gerannt. Ein Frischling blieb in einem Statetzau stecken, und ich konnte ihn mit den Händen greifen.“ Da stand der Flintenjörg auf, und, während er mit seinen sonnverbrannten, schwierigen Händen durch seinen weißen zausigen Bart strich, jagte er: »Christian, das ist noch gar nichts. Ich habe mit meinem Regenschirm auf Rebhühner eine Doublette geschossen.“ »Bei Sankt Münchhausen!“ gröhlte die Tischrunde. Unbeirrt berichtete der Jörg: »Wie heute war ich in der Stadt gewesen und meine Alte hatte mir den Regenschirm aufgezwungen. Wie ich die Chaussee vor dem Roppelberg erreiche, — es dämmerte schon — steigt auf der linken Seite aus einem Kleeacker eine Kette Rebhühner auf und fliegt über mich hinweg. Ich mache mit meinem Regenschirm unwillkürlich die Geste des Schießens, und auf der rechten Seite fallen zwei Rebhühner in einen Erbsenacker nieder. Hast du zu viel Alkohol eingenommen? frage ich mich! Während ich die Rebhühner in meinen Rucksack berge, erblicke ich die Drähte der Telegraphenstangen und — somit des Rätsels Lösung. Die Rebhühner hatten sich an den Telegraphendrähten — die Köpfe eingestochen!“

Als ich heimkomme und meiner Alten die Rebhühner auf den Tisch lege mit den Worten: Die habe ich mit dem Regenschirm erlegt, glaubt sie, ich hätte einen Affen und Rebhühner heimgebracht.

Die Tischrunde bestätigte, daß der Jörg und der Christian recht nettes Jägerlatein verzapft hätten, das aber doch wahr sei.